

UWE WIRTH

## Abduktion und Transkription

*Perspektiven der Editionsphilologie im Spannungsfeld  
von Konjekturen und Kruxen*

Geht man davon aus, die Aufgabe der Philologie sei eine – wie auch immer geartete – »historische Textpflege«, die auf die »Ermittlung und Wiederherstellung von Texten«<sup>1</sup> abzielt, dann steht die Aufgabe der Wiederherstellung in einem Spannungsverhältnis zwischen dem *Lesbarmachen* und der *Bewahrung* eines Textes: In welchem Maße darf man in einen überlieferten Text eingreifen, um ihn lesbar zu machen? In welchem Maße muss man einen Text in seiner überlieferten Form bewahren?

Die Formulierung »in welchem Maße« macht deutlich, dass es sich um eine Frage der Angemessenheit handelt, deren Antwort zum einen davon abhängt, mit welchen Schwierigkeiten sich die Aufgabe der Wiederherstellung des Textes konfrontiert sieht, zum anderen von der gerade vorherrschenden »Methodenpolitik«, die gleichsam als »stilgemäßer Denkwang«<sup>2</sup> fungiert.

Konjekturen und Kruxen markieren dabei – so haben wir einleitend erklärt – zwei komplementäre Positionen, zwischen denen die Methodenpolitiken der Editionsphilologie changieren. Die Konjektur, gefasst als »plausible Vermutung[] zur Verbesserung des Textes«,<sup>3</sup> ist eine *inferentielle Intervention*, um einen lücken- oder fehlerhaften Text wieder herzustellen mit dem Ziel, ihn lesbar und verstehbar zu machen. Die Krux, gefasst als *indizierte Nicht-Intervention*, bewahrt den Text in seiner Unvollständigkeit und Fehlerhaftigkeit – auch auf die Gefahr hin, dass Lesbarkeit und Verstehbarkeit darunter leiden.

- 1 Hans Ulrich Gumbrecht, *Die Macht der Philologie*, Frankfurt am Main 2003, S. 12.
- 2 Ludwik Fleck, *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, Frankfurt am Main 1980 (1935), S. 131.
- 3 Anne Bohnenkamp, *Textkritik und Textedition*, in: *Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft*, hg. von Heinz Ludwig Arnold/Heinrich Detering, München 2001, S. 179–203; hier S. 183.

Konjektur und Krux sind Ausdruck zweier »Methoden«<sup>4</sup> der Philologie: Während die diplomatische respektive urkundliche Methode vergleichende Wortbeobachtungen im Kontext des »manuscript space«<sup>5</sup> vornimmt, um an überlieferten Texttatsachen »Befunde« über etwaige Differenzen wahrzunehmen, zielt die divinatorische Methode – und mit ihr die Konjektur – auf etwas ab, das sich nicht direkt am Text beobachten lässt: Ihr Erkenntnisinteresse besteht darin, im Rekurs auf grammatische, semantische, historische und intentionale Hintergrundannahmen »interpretatorische Hypothesen«<sup>6</sup> über die Zusammenhänge zwischen den direkt wahrnehmbaren Worten eines Textes und den nicht direkt wahrnehmbaren Wissenskontexten herzustellen, um den Worten Sinn zuzuschreiben. Auf dieses verknüpfende Herstellen von Zusammenhängen ist das hermeneutische Interesse am Wortverstehen, also die »Deutung«, ausgerichtet.<sup>7</sup>

Das verknüpfende Herstellen kann sich auf das Wiederherstellen eines Textganzen beziehen, das aufgrund von Lücken und Leerstellen zum Fragment geworden ist; es kann sich aber auch auf die rückschlüssige Rekonstruktion eines kausalen Zusammenhangs zwischen einer Reihe von Schreibspuren – etwa dem Überschreiben eines Wortes durch ein anderes – und ihrer intentionalen Ursache – einer geänderten Absicht des Autors – beziehen. Hier bewegt sich der Philologe in einem »konjekturalen« Raum und befindet sich häufig in einer Situation, in der er, wie Schleiermacher schreibt, die individuelle Kombinationsweise eines Autors »erraten« muss.<sup>8</sup> Während Schleiermacher ein dialektisches, sich wechselseitig stützendes Verhältnis zwischen dem *diplomatischen Interesse am Buchstaben* und dem *divinatorischen Interesse am Sinn* annahm, erscheint dieses Verhältnis heute – unter den Vorzeichen einer posthermeneutischen Methodenpolitik – als eines der Konkurrenz, ja des wechselseitigen Ausschlusses.

- 4 Friedrich Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik*, hg. von Manfred Frank, Frankfurt am Main 1977, S. 264.
- 5 Stephen G. Nichols, *Why Material Philology? Some Thoughts*, in: *Zeitschrift für Deutsche Philologie*, 1997, 116. Sonderheft: *Philologie als Textwissenschaft*. Alte und Neue Horizonte, hg. von Helmut Tervooren/Horst Wenzel, S. 10–30; hier S. 14.
- 6 Wilhelm Wundt, *Logik*, Bd. 3: *Logik der Geisteswissenschaften*, Stuttgart 1908, S. 99.
- 7 Vgl. hierzu: Hans Zeller, *Befund und Deutung. Interpretation und Dokumentation als Ziel und Methode der Edition*, in: *Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation*, hg. von Gunter Martens/Hans Zeller, München 1971, S. 45–89.
- 8 Schleiermacher (Anm. 4), S. 318.

Aus einem wissenschaftsgeschichtlichen Blickwinkel ist daher zu klären, wie sich im Zuge der Professionalisierungsschübe, die die Editionsphilologie in den letzten zweihundert Jahren erfahren hat,<sup>9</sup> die Akzentverschiebung von einer konjekturfreudigen, ›deutungsbezogenen‹ zu einer konjekturskeptischen, ›materialbezogenen‹ Methodenpolitik beschreiben lässt.<sup>10</sup>

Aus einer wissenschaftstheoretischen Perspektive ist aber auch zu fragen, welche epistemologische Rolle der Konjektur angesichts dieser bis heute anhaltenden Entwicklung überhaupt noch zukommen kann.

Die Tendenz, die Konjektur als »Spekulation«<sup>11</sup> respektive als »Sinnzu-mutung«<sup>12</sup> abzutun, ist in gewisser Hinsicht durchaus verständlich. Zu hypertroph war der Anspruch Lachmanns und seiner Schule, dem Verfasser in die »geistige Werkstatt schauen« zu wollen, um dessen »ursprüngliche Tätigkeit«<sup>13</sup> zu reproduzieren. Mittlerweile sind Editionsphilologen vornehmlich daran interessiert, durch eine geschärfte Beobachtung der überlieferten Schriftspuren die verschiedenen Schritte des Schreibprozesses zu rekonstruieren, die »zwischen dem Beginn eines Projekts im Kopf oder im Unbewussten eines Autors und der Übergabe des fertigen Textes an den Drucker«<sup>14</sup> gelegen haben. Das heißt: Konjekturen sind nicht mehr der divinitorische Zauberschlüssel eines Wort- und Textverstehens, das auf Sinnstiftung abzielt, sondern finden allenfalls noch im Rahmen eines philologischen »Indizien-Paradigmas«<sup>15</sup> statt, für das die

9 Vgl. hierzu Rainer Kolk, Liebhaber, Gelehrte, Experten. Das Sozialsystem der Germanistik bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, in: Wissensgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert, hg. von Jürgen Fohrmann/Wilhelm Voßkamp, Stuttgart/Weimar 1994, S. 48-114. Sowie im selben Band: Uwe Meves, Zum Institutionalierungsprozeß der Deutschen Philologie, S. 115-203.

10 Gunter Martens, ›Historisch‹, ›kritisch‹ und die Rolle des Herausgebers bei der Textkonstitution, in: editio 5, 1991, S. 12-27; hier S. 21.

11 Rüdiger Nutt-Kofoth, Textkritik, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, hg. von Jan Dirk-Müller, Bd. 3, S. 602-607; hier S. 603 f.

12 Roland Reuß, Text, Werk, Entwurf, in: Text. Kritische Beiträge 10, 2005, S. 1-12; hier S. 5.

13 Karl Lachmann, Zum Lessing, in: ders., Kleinere Schriften zur deutschen Philologie, hg. von Karl Müllenhoff, Berlin 1876 (Reprint Berlin 1969), S. 548-576; hier S. 566.

14 Almuth Grésillon, ›Critique génétique‹: Gedanken zu ihrer Entstehung, Methode und Theorie, in: Quarto 7, 1996, S. 14-24; hier S. 15.

15 Carlo Ginzburg, Spurensicherung. Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli – Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst (1979), in: ders., Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst, Berlin 1995, S. 7-44; hier S. 18.

genetische Beschreibung von Überlieferungs- und Entstehungsvarianten im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses steht.

### Epistemologische Funktionen der Konjektur als Abduktion

Ist die epistemologische Funktion der Konjektur damit erledigt? Ein grundsätzliches Problem bei der Frage nach der epistemologischen Relevanz von Konjekturen für die Philologie besteht meines Erachtens darin, dass den meisten Editionsphilologen meist gar nicht klar ist, in welchem Maße ihre Verfahren auch da konjekturalen Charakter haben, wo dies zunächst gar nicht explizit wird.<sup>16</sup> Möglicherweise liegt eine der Ursachen darin, dass die Konjektur für eine editionsphilologische Methodenpolitik steht, bei der das Erkenntnisinteresse – das *Interesse am Sinn* – von undurchsichtigen hermeneutischen Prozessen konfiguriert wurde. Gleichwohl möchte ich den Versuch unternehmen, einen Schritt zurück zu treten und den Begriff der Konjektur – im Sinne einer wissenschaftstheoretisch und wissenschaftsgeschichtlich geschulten Philosophie der Philologie – einer Revision zu unterziehen, um zwischen spekulativen, *kühnen Konjekturen* und materialbezogenen, *kritischen Konjekturen* unterscheiden zu können.

Ein erster Hinweis in diese Richtung findet sich bereits in August Boeckhs *Encyclopädie und Methodologie der Philologischen Wissenschaften*, in der er auch ausführlich auf Problemfälle der diplomatischen Kritik eingeht. Sobald es nicht mehr möglich ist, eine »verstümmelte Schrift« im Rückgriff auf »äussere Mittel«, etwa eine andere Abschrift, zu emendieren, muss man Boeckh zufolge eine Wiederherstellung nach »inneren Mitteln« versuchen. An die Stelle einer komparativen ›Symptombeobachtung‹ tritt hier eine hermeneutische Operation, die konjektural über verschiedene Verstehensmöglichkeiten spekuliert. Allerdings, so Boeckh, hat man auch in diesen Fällen »doch wieder einen äussern Anhalt daran, dass sich oft die Anzahl der ausgefallenen Buchstaben berechnen lässt, wodurch die Conjectur auf einen engeren Kreis von Möglichkeiten ein-

16 Eine Einsicht, die in der modernen Wissenschaftstheorie zu einem nachgerade trivialen Axiom geworden ist: »Sicheres Wissen ist uns versagt«, schreibt Karl Popper in der Einleitung seiner Logik der Forschung, »[u]nser Wissen ist ein kritisches Raten; ein Netz von Hypothesen; ein Gewebe von Vermutungen.« Karl Popper, Logik der Forschung, 10. Aufl. Tübingen 1994 (1934), S. XXV.

geschränkt wird.<sup>17</sup> Dieses Einschränken der Deutungsmöglichkeiten im Rekurs auf ›berechenbare‹ textkritische Befunde ist die epistemische Pointe der *kritischen Konjektur*.

Einen zweiten Hinweis finden wir bei Wilhelm Wundt, der den engen philologischen Konjekturbegriff im Rekurs auf den wissenschaftstheoretischen Begriff der Hypothese und den geisteswissenschaftlichen Begriff der Interpretation erweitert. Schon bei der Materialbeschaffung, so Wundt, spielen Hypothesen eine »führende und sichtende Rolle«. Als Beispiel nennt er »philologische Konjekturen«, die »in eine lückenhafte oder verderbt überlieferte Textstelle grammatisch und logisch einen sachgemäßen Sinn zu bringen suchen, oder die Versuche, den Widerspruch zweier diplomatischer Aktenstücke durch die Annahme zu erklären, bei einem derselben liege eine Fälschung vor.«<sup>18</sup> In beiden Fällen handelt es sich Wundt zufolge um »interpretatorische Hypothesen«, die jedoch durch materialbasierte »Indizien« gestützt werden müssen.<sup>19</sup> Indem er die ›philologische Konjektur‹ als Form der interpretativen Hypothese auffasst, die nicht nur im Zusammenhang von deutungsbezogenen, sondern auch im Zusammenhang von materialbezogenen Fragestellungen relevant wird, bricht Wundt – gleichsam unter der Hand – die epistemologische Dichotomie zwischen wahrnehmungsbasierten, kritischen Vergleichen und inferenzbasierten, konjekturalen Verknüpfungen auf.

Noch einen Schritt weiter geht der amerikanische Pragmatist und Zeichentheoretiker Charles Sanders Peirce. »Es ist eine vertraute Tatsache«, schreibt er 1903 in seinen *Vorlesungen über den Pragmatismus*, »daß wir Gegenstände verschieden von dem, wie sie wirklich sind, wahrnehmen oder wahrzunehmen scheinen, indem wir sie ihrer offenbaren Intention anpassen. Korrektoren verdienen viel, weil gewöhnliche Leute Druckfehler nicht finden, da ihre Augen sie verbessern.«<sup>20</sup> Für Peirce belegt dieses Beispiel, dass wir einen gegebenen Wahrnehmungsreiz durch interpretative Hypothesen zu einem Wahrnehmungsurteil ergänzen. Dieses Ergänzen durch interpretative Hypothesen ist das Ergebnis sogenannter *abduktiver Inferenzen*. Der von Peirce eingeführte Begriff der ›Abduktion‹ bezieht sich auf alle Aspekte, die den Prozess des Hypothesenaufstellens

betreffen. Die aufgestellte Hypothese ist die Konklusion einer Folgerung, die jedoch nicht mit der formallogischen Strenge einer Deduktion gezogen werden kann, sondern bloß »problematically or *conjecturally*«<sup>21</sup> zu ihrem Ergebnis kommt.

Peirce zufolge liegen abduktive Schlussfolgerungen als »first stage of inquiry«<sup>22</sup> allen Erkenntnisprozessen zugrunde, und zwar sowohl auf der Ebene der Theoriebildung, nämlich als »operation of adopting an explanatory hypothesis«,<sup>23</sup> als auch auf der Ebene der Wahrnehmung: »abductive inference shades into perceptual judgment without any sharp line of demarcation between them.«<sup>24</sup>

Mit der damit implizierten Behauptung, dass Sinnesdaten (»percepts«) durch Schlussfolgerungen in Wahrnehmungsurteile (»perceptual judgment«)<sup>25</sup> transformiert werden, steht Peirce nicht alleine da: Auch Hermann von Helmholtz geht – zeitgleich – in seiner vielbeachteten Untersuchung zur Physiologie der Optik davon aus, dass »die psychischen Akte der gewöhnlichen Wahrnehmung« inferentiellen Charakter haben. Helmholtz bezeichnet sie als »[unbewußte] Schlüsse von der Sinnesempfindung auf deren Ursache.«<sup>26</sup> Ebendies ist auch die Form abduktiver Schlüsse. Peirce beschreibt sie als »reasoning from consequent to antecedent«.<sup>27</sup> Abduktionen verfahren rückschlüssig, als »retroduction«.<sup>28</sup>

Während diese Rückschlüsse auf der Ebene der Wahrnehmung unbewusst bleiben, solange es zu keiner Störung kommt, dienen Abduktionen auf der Ebene der Theoriebildung dazu, interpretative Hypothesen über die Ursachen erklärungsbedürftiger, ›überraschender Tatsachen‹ aufzustellen. Dabei beruht jede hypothetische Erklärung auf der Annahme, »dass die überraschenden Tatsachen, die wir beobachtet haben, lediglich ein Teil eines größeren Systems von Tatsachen sind, von dem die anderen Teile noch nicht in unser Erfahrungsfeld gekommen sind.«<sup>29</sup> Peirce nennt als Beispiel die Reproduktion eines bekannten Gemäldes von Raffael, bei

21 Ebd., 5.188.

22 Ebd., 6.469.

23 Ebd., 5.189.

24 Ebd., 5.181.

25 Ebd., 5.184.

26 Hermann von Helmholtz/Jochen Brüning (Hg.), *Handbuch der physiologischen Optik*, Olms/Hildesheim 2003 (Nachdruck der Ausgabe Hamburg 1910), S. 6.

27 Peirce (Anm. 20), 6.469.

28 Ebd., 1.68.

29 Charles Sanders Peirce, *Raten*, in: *Kulturwissenschaft. Eine Auswahl grundlegender Texte*, hg. von Uwe Wirth, Frankfurt am Main 2008, S. 268-281; hier S. 268.

17 August Boeckh, *Encyclopädie und Methodologie der Philologischen Wissenschaften*, hg. von Ernst Bratuscheck, Leipzig 1877, S. 188 f.

18 Wundt (Anm. 6), S. 99.

19 Ebd.

20 Charles Sanders Peirce, *Collected Papers*, Bd. I-VI (1931-1935), hg. von Charles Hartshorne/Paul Weiss, Bd. 7 und 8 (1958), hg. von Arthur W. Burks, Cambridge. Zit. wird nach Band und Abschnitt: 5.185.

dem ein Viertel des Bildes nicht zu sehen ist. Der Betrachter »rät, daß das fehlende Viertel da ist«, und »sechs Monate später wird er vielleicht bereit sein zu schwören, daß er das ganze Bild gesehen hat.«<sup>30</sup> Die vermutende Erweiterung des sichtbaren Teils zu einem Ganzen, diese *synekdochische Leerstellenergänzung*,<sup>31</sup> ist das Resultat von »guesses« respektive einer »conjecture«,<sup>32</sup> wobei wir aber, wie Peirce feststellt, »beim Bilden unserer Hypothesen auch Hilfe von unserem Vorwissen« erhalten.<sup>33</sup> Hypothesen sind zumeist nicht das Resultat bloßen Ratens, sondern Resultat einer Verbindung, die sich zum einen »aus Deduktionen von allgemeinen Regeln zusammensetzen, die wir bereits kennen und auf die beobachteten Tatsachen anwenden«, zum anderen »aus reinem Raten«. <sup>34</sup> Die Abduktion integriert diese beiden Momente: Sie nimmt, wie man im Anschluss an Michael Polanyi sagen könnte, einen »act of integration« vor, der durch »tacit inferences«<sup>35</sup> vollzogen wird. Zugleich zeigt sich hier eine bemerkenswerte Analogie zu Schleiermachers Auffassung vom hermeneutischen Prozess als »vorläufige Übersicht des Ganzen«. <sup>36</sup>

### Folgerungen für die Editionstheorie

An dieser Stelle lassen sich nun einige, für die Editionstheorie relevante, Folgerungen ziehen. Wenn es stimmt, dass Konjekturen auf abduktiven Inferenzen beruhen, und wenn es zudem stimmt, dass abduktive Inferenzen nicht nur auf der Ebene der Theoriebildung wirksam werden, sondern auch auf der Ebene der Bildung von Wahrnehmungsurteilen, dann wird die Dichotomie zwischen wahrnehmungsbasierten Befunden und inferenzbasierten Deutungen hinfällig. Die philologische Praxis bewegt sich nicht nur dialektisch zwischen zwei komplementären Ver-

fahren, sondern Wortwahrnehmung und Wortverstehen basieren beide auf Prozessen, die inferentiellen Charakter haben.

Es ist eine gängige Auffassung, dass sprachliches Wissen – als Voraussetzung für das Verstehen sprachlicher Äußerungen – ein durch Gebrauchsregeln codiertes Wissen ist.<sup>37</sup> Hierzu zählen die Regeln der Rechtschreibung und der Grammatik, aber auch semantische Zuschreibungen oder pragmatische Regeln, wie sie etwa die Sprechakttheorie formuliert hat. Ein Abweichen von diesen Codes wird als Nichtgelingen, als »Verunglücken« respektive als Störung von Kommunikation wahrgenommen.<sup>38</sup> Jede kommunikative Störung wirkt als »Anomalie«<sup>39</sup> und löst einen abduktiven Prozess aus,<sup>40</sup> der nach den Gründen der Störung fragt, aber auch nach den Möglichkeiten der Korrektur respektive der Emendation. Abduktive Prozesse sind also der *modus operandi* einer »transkriptiven Bearbeitung« von kommunikativen »Störstellen«. <sup>41</sup>

Das bisher Gesagte legt jedoch noch eine weiterführende Folgerung nahe: Nicht nur die Unglücksfälle, auch die Normalfälle der Kommunikation setzen eine, vielleicht nur schwach ausgeprägte, »abduktive Leistung« voraus,<sup>42</sup> etwa wenn es gilt, das Token eines Wortes als Wort-Typ zu identifizieren. Hier handelt es sich, mit Umberto Eco zu sprechen, um eine »übercodierte Abduktion«. Übercodierte Abduktionen beruhen darauf, ein gegebenes Phänomen als »Token eines gegebenen Typus zu erkennen«. <sup>43</sup> Sie nehmen also eine quasi automatische situative Selektion stillschweigend akzeptierter Regeln vor. Mit diesen Regeln als Hintergrundwissen im Kopf werden im Zuge des Leseprozesses häufig Worte erraten, die einen sinnvollen Satzzusammenhang ergeben würden, obwohl sie *de facto* gar

30 Ebd.

31 Vgl. Uwe Wirth, Die Konjektur als blinder Fleck einer Geschichte bedingten Wissens, in: Interesse für bedingtes Wissen, hg. von Caroline Welsh/Stefan Willer, München 2008, S. 269-294; insbes. S. 275.

32 Peirce (Anm. 29), S. 269.

33 Ebd.

34 Ebd.

35 Michael Polanyi, Tacit inference (1964), in: ders., Knowing and Being, Chicago 1969, S. 138-158; hier S. 139 f.

36 Schleiermacher (Anm. 4), S. 110. Vgl. auch Roland Daube-Schackat, Schleiermachers Divinationstheorem und Peirce's Theorie der Abduktion, in: Intentionaler Schleiermacherkongress Berlin 1984, hg. von K. V. Selge, Berlin u. a. 1985, S. 263-278; insbes. S. 273.

37 Vgl. hierzu Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, Werkausgabe Bd. 1, Frankfurt am Main 1984, S. 318 ff.

38 Vgl. John L. Austin, Zur Theorie der Sprechakte, Stuttgart 1979 (1962), S. 36. Sowie Paul Grice, Logik und Konversation (1979), in: Handlung, Kommunikation, Bedeutung, hg. von G. Meggle, Frankfurt am Main 1993, S. 243-265.

39 Vgl. zum Begriff der »Anomalie«: Thomas S. Kuhn, Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt am Main 1976 (1962), S. 65.

40 Vgl. Uwe Wirth, Zwischen Zeichen und Hypothese. Die abduktive Wende der Sprachphilosophie, in: Die Welt als Zeichen und Hypothese, hg. von dems., Frankfurt am Main 2000, S. 133-157; hier S. 134 f.

41 Vgl. Ludwig Jäger, Störung und Transparenz. Skizze zur performativen Logik des Medialen, in: Performativität und Medialität, hg. von Sybille Krämer, München 2004, S. 35-74; hier S. 41.

42 Vgl. Umberto Eco, Hörner, Hufe, Sohlen. Einige Hypothesen zu drei Abduktionstypen, in: Der Zirkel oder im Zeichen der Drei, hg. von Umberto Eco/Thomas Sebeok, München 1985, S. 288-321; hier S. 299.

43 Ebd., S. 300.

nicht dastehen. Eblendeshalb finden ›gewöhnliche Leute‹ keine Druckfehler: ihre Augen verbessern die Fehler bei der Transformation der ›percepts‹ in ›perceptual judgements‹ durch übercodierte Abduktionen.

Ein größeres Maß an abduktiver Leistung wird nötig, wenn eine Äußerung nicht eindeutig interpretiert werden kann, wenn es also Schwierigkeiten bei der situativen Selektion von grammatischen, semantischen oder pragmatischen Regeln gibt. Sei es, dass ein Wort in seinem Äußerungskontext zwei Deutungsmöglichkeiten zulässt; sei es, dass eine ›philologische Störstelle‹ durch zwei verschiedene Worte ergänzt werden könnte, da beide ›Sinn machen‹ würden. Die untercodierte Abduktion steht damit in funktionaler Analogie zu dem, was Boeckh als »kritische Konjektur« bezeichnet hat: Bei ihr liegen »in der Regel mehrere Möglichkeiten vor«,<sup>44</sup> von denen man eine als ›die richtige‹ auswählen muss. Um die Entscheidung zu plausibilisieren, sucht man nach zusätzlichen Hinweisen im Kontext der Äußerung, die für die Bevorzugung einer der beiden Codes sprechen – ebendies macht die untercodierte Abduktion aus: Man versucht, »aus den Umgebungen den schwierigen Punkt zu verstehen«.<sup>45</sup>

Eco führt noch einen dritten Abduktionstyp ein, nämlich die kreative Abduktion. Kreative Abduktionen gehen über das *Anwenden von* respektive *Abwägen zwischen* bereits anerkannten Regeln hinaus: Sie stellen durch die Assoziation zweier Elemente eine provisorische neue Regel her und führen dadurch eine neue Prämisse in den Schlussfolgerungsprozess ein. Kreative Abduktionen haben den Charakter ›origineller Einfälle‹: Sie bergen das Potential ›revolutionärer Ideen‹, erscheinen zugleich aber auch als spekulative, ›kühne Konjekturen‹.

Sowohl das lesende Wortverstehen als auch die wahrnehmende Worterkennung basiert auf Prozessen des Hypothesenaufstellens, die, je nachdem wie groß der Aufwand der ›Leerstellenergänzung‹ ist, den Charakter übercodierter, untercodierter oder kreativer abduktiver Inferenzen haben. Dass sich lesendes Wortwahrnehmen und Wortverstehen im Äußerungskontext nicht auf das Decodieren von Type-Token-Relationen reduzieren lässt, sondern auf inferentielle Prozesse zurückgreift, ist für die psycholinguistische Leseprozessforschung schon lange keine Neuigkeit mehr: Inferenzen erscheinen als »paradigmatische Manifestation für die konstruktivistische Auffassung des Leseprozesses«,<sup>46</sup> sie dienen insbesondere

dazu, die »Kohärenzlücken«<sup>47</sup> eines Textes zu schließen. In die gleiche Richtung weisen Ecos Überlegungen zur interpretativen Mitarbeit des Lesers, der während des Leseprozesses Hypothesen über das Thema (Eco spricht hier vom *Topic*) des Textes aufstellt. Die »Feststellung des Topic«, so Eco weiter, ist »Sache von Inferenzen«, nämlich »von Hypothesen oder Abduktionen, wie Peirce sagen würde«.<sup>48</sup> Je nachdem, welche Schwierigkeiten ein Text macht, muss die Feststellung des Topics auf übercodierte, untercodierte oder sogar kreative Abduktionen zurückgreifen. Dies gilt insbesondere dann, wenn man – angesichts von störenden ›Kohärenzlücken‹ – dem Verfasser in die ›geistige Werkstatt schauen‹ will; wenn man also versucht, den Sinn einer textuellen ›Störstelle‹ im Rekurs auf die individuelle Intention des Autors zu ›erraten‹. Derartige ›interpretatorische Hypothesen‹ sind das Resultat von Inferenzen, nämlich von untercodierten oder kreativen Abduktionen, die nach plausiblen Erklärungen für das Zustandekommen und die Ausdrucksform einer Äußerung suchen.

Der Umgang mit den individuellen Autor-Intentionen ist bis heute eine epistemologische Problemzone der Editionsphilologie: Folgt man dem für editionsphilologische Fragestellungen zugeschnittenen Intentionalitätskonzept von Fotis Jannidis, dann ist eine Intention etwas, das »einer dem anderen zuschreibt, was aufgrund von Indizien konstruiert wird«,<sup>49</sup> aufgrund von »Inferenzen«,<sup>50</sup> wie er kurz darauf ergänzt.<sup>51</sup> Wenn Intentionen aufgrund von Indizien und mit Hilfe von Inferenzen ›konstruiert‹ werden, dann geschieht dies durch Mutmaßungen des Lesers respektive des Editionsphilologen. Allerdings ist der Editionsphilologe ein besonderer Leser: ein Leser, der nicht nur Worte verstehen will, sondern Worte auch als materiale Schriftspuren wahrnimmt, weil er sie sonst nicht verstehen könnte. Der Editionsphilologe befragt Worte nicht nur auf ihre intendierte Äußerungsbedeutung, sondern er befragt sie als

44 Boeckh (Anm. 17), S. 186.

45 Schleiermacher (Anm. 4), S. 283.

46 Vgl. Ursula Christmann/Norbert Groeben, Psychologie des Lesens, in: Handbuch Lesen. Im Auftrag der Stiftung Lesen und der Deutschen Literaturkonferenz hg. von Bodo Franzmann u. a., München 1999, S. 145-223; hier S. 160.

47 Ebd., S. 165.

48 Umberto Eco, Lector in fabula, München 1987, S. III f.

49 Fotis Jannidis, Autor, Autorbild und Autorintention, in: editio 16, 2002, S. 26-35; hier S. 29.

50 Ebd.

51 Unter Inferenzen versteht Jannidis dabei eine Art der Schlussfolgerung, die offenbar in Analogie zur abduktiven Inferenz steht: Es handelt sich »nicht um logisch-zwingende Folgerungen, also die bekannten Syllogismen, sondern um fallible, probabilistische Folgerungen; in der Form von: ›Wenn nach einem Seitenwechsel im Manuskript ein Wort fehlt, dann liegt das oft daran, daß der Schreiber den Satz nicht mehr genau in Erinnerung gehabt hat.« (ebd., S. 29).

Schreibspuren auf ihre symptomatische Bedeutung hin:<sup>52</sup> Warum wurde dieses Wort durch ein anderes ersetzt – obwohl doch beide eigentlich eine synonyme Bedeutung haben? Warum fehlt im Manuskript ein Wort, das man an dieser Stelle erwartet hätte? Editionsphilologische Inferenzen beziehen sich also gleichermaßen auf die *semantischen Kohärenzlücken* eines Textes *qua* Sinnträger und auf die *symptomatischen Leerstellen*, die ein Text *qua* Überlieferungsträger aufweist.

Hierbei spielt die Kategorie der Intention zweifellos eine entscheidende Rolle, aber nicht, wie manche Liebhaber dieser ›unhintergehbaren‹ Kategorie zu glauben scheinen, als Allheilmittel jeder Form von Schwierigkeiten, die das editionsphilologische Wort- und Textverstehen macht. Die ›Texte‹, mit denen es Editionsphilologen zumeist zu tun haben, sind Abschriften, Fragmente, Entwürfe oder überarbeitete Fassungen: interferierende Schichten von materialen Schreibspuren, die sich noch auf dem Wege zur ›Textwerdung‹<sup>53</sup> befinden. Glaubt man Michael Červenka, dann wandelt sich der Status eines Textes durch den ›Veröffentlichungsakt‹<sup>54</sup> fundamental: Mit seiner Druckerlaubnis vollzieht der Autor einen intentionalen Akt, der den gesamten Text in den Modus der ›Endgültigkeit‹ versetzt – zumindest für die aktuelle Auflage, das heißt, er *autorisiert* seinen Text durch das *imprimatur*. Die Entwurfsfassungen, die vor diesem Akt liegen, also das, was die Schreibprozessforschung als *avant-text* bezeichnet, sind dagegen Symptome vielfältiger Akte »transkriptiver Weiterverarbeitung«<sup>55</sup> durch den Autor. Das bedeutet zugleich: Entwürfe sind Indizien dafür, dass die Intentionen des Autors nur vorläufig, noch nicht endgültig, artikuliert worden sind, weshalb es im *manuscript space* nur sehr bedingt sinnvoll ist, in Sachen Kohärenz und Intention die gleichen Beurteilungsmaßstäbe zugrunde zu legen wie bei einem veröffentlichten Text.

Daher scheint es mir aus einer editionsphilologischen Perspektive sehr viel fruchtbarer zu sein, ein Manuskript zunächst als *iconic page*<sup>56</sup> zu

52 Zum Begriff der symptomatischen Bedeutung vgl. Uwe Wirth, Zwischen genuiner und degenerierter Indexikalität: Eine Peircesche Perspektive auf Derridas und Freuds Spurbegriff, in: Spur, hg. von Sybille Krämer, Frankfurt am Main 2007, S. 55–81.

53 Grésillon (Anm. 14), S. 23.

54 Miroslav Červenka, Textologie und Semiotik, in: Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation, hg. von Gunter Martens/Hans Zeller, München 1971, S. 143–163; hier S. 145.

55 Jäger (Anm. 41), S. 46.

56 Vgl. hierzu den Sammelband: George Bornstein/Theresa Tinkle (Hg.), The Iconic Page in Manuscript, Print and Digital Culture, Ann Arbor 2001.

beschreiben, nämlich als ›Schriftgebiet‹ mit Bildcharakter. Bereits in den achtziger Jahren forderte Thomas Mitchell, die literaturwissenschaftliche Interpretationspraxis solle Texte nicht nur als sinntragende, symbolische Zeichen auffassen, sondern auch als schriftbildliche Konfigurationen, nämlich als »image« respektive als »semantic icon«.<sup>57</sup> Daher schlug er vor, im Rahmen einer *Diagrammatology* verstärkt die räumlichen Repräsentationsmodi literarischer Texte zu untersuchen – eine Forderung, die heute durch den *spatial turn* in der Literatur- und Kulturwissenschaft eingelöst wird.<sup>58</sup>

Besondere Relevanz gewinnt die systematische Untersuchung der räumlichen Relationen zwischen verschiedenen Schreibspuren für eine Editionsphilologie, die sich als Schreibprozessforschung versteht. Für sie ist der *manuscript space* ein »diagrammatic space of something that occurs in a virtual or mental space«.<sup>59</sup> Die Schreibspuren werden auf der Manuskriptseite nicht nur als Schriftbild sichtbar, sondern auch als diagrammatischer Raum, der zum Indiz für Veränderungen im ›Denkraum‹ des Schreibenden während des Schreibprozesses wird. Dergestalt manifestieren sich »Authorial conceptions of the form of a work« als »icons of intentional structure«.<sup>60</sup> Entwurfsfassungen sind semiotische Verkörperungen einer sich erst noch entfaltenden intentionalen Struktur im Rahmen eines ›Schriftgebiets‹: Verkörperungen, bei denen ›Schriftbildlichkeit‹, verstanden als Möglichkeit, Sprache durch Schrift zu »ikonisieren«,<sup>61</sup> zu einer besonderen Quelle der Erkenntnis wird. Das kann die »bildlich-figurative Semantik«<sup>62</sup> der Schriftzeichen selbst betreffen, es kann aber auch auf »Räumlichkeit als Darstellungspotential«, genauer gesagt, auf »Zwischenräumlichkeit als Strukturprinzip« geschriebener Texte verweisen.<sup>63</sup>

57 W.J.T. Mitchell, *Diagrammatology*, in: *Critical Inquiry* 7, 1981, S. 622–633; hier S. 627.

58 Vgl. etwa: Birgit Neumann/Wolfgang Hallet (Hg.), *Raum und Bewegung in der Literatur*, Bielefeld 2009.

59 Mitchell (Anm. 57), S. 624. Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Peirce'sche Auffassung von Diagrammen, wie er sie in den *Collected Papers* 7.467 beschreibt.

60 Ebd.

61 Sybille Krämer, ›Schriftbildlichkeit‹ oder: Über eine (fast) vergessene Dimension der Schrift, in: *Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine*, hg. von Gernot Grube u. a., München 2005, S. 157–176; hier S. 160.

62 Hartmut Stöckl, *Typographie: Gewand und Körper des Textes – Linguistische Überlegungen zu typographischer Gestaltung*. In: *Zeitschrift für angewandte Linguistik* 41, 2004, Heft 3–4, S. 5–48; hier S. 15.

63 Krämer (Anm. 61), S. 162.

Zwischenräumlichkeit entsteht durch die strukturierenden, sichtbaren »Leerstellen und Lücken«<sup>64</sup> eines Textes, etwa die Spatien zwischen Worten, Zeilen, Abschnitten, Überschriften und Fußnoten, die eine beabsichtigte sinnstrukturierende Funktion haben.

Für die Editionsphilologie genauso relevant sind jedoch all jene Leerstellen und Lücken, bei denen nicht eindeutig erkennbar ist, ob sie »absichtlich« oder »unabsichtlich« entstanden sind – also sichtbare Leerstellen und Lücken mit symptomatischer Bedeutung. Sei es, dass aufgrund eines mechanischen Fehlers des Autors oder des Abschreibers ein Wort fehlt, dass die Tinte verblasst ist oder ein Stück Papier abgerissen wurde, mithin eine »monumentale Leerstelle« aufgetreten ist; sei es, dass vom Autor oder vom Abschreiber Worte gestrichen und durch andere, in der darüberliegenden Zeile oder am Rand stehende Worte ersetzt wurden; sei es, dass eine Entwurfshandschrift gar keinen fortlaufenden Text aufweist, sondern lediglich Stichworte, die als Diagramm angeordnet sind.

In jedem dieser Fälle handelt es sich um eine Störung, die aus der Interferenz einer *symptomatischen Leerstelle* auf der Ebene der Wortwahrnehmung und einer sich daraus ergebenden *semantischen Kohärenzlücke* auf der Ebene des Wortverstehens resultiert.

Derartige »Störungen des Verstehens« sind nicht einfach nur »Unfälle«,<sup>65</sup> sie sind Anlässe für Akte der *transkriptiven Weiterverarbeitung*, und zwar zunächst einmal für den Autor selbst, der seine Entwürfe immer wieder korrigiert und überarbeitet. Abgesehen von dieser *auktorialen* »Selbsttranskription«<sup>66</sup> gibt es vielfältige Formen *editorialer* transkriptiver Weiterverarbeitung, etwa alle Eingriffe von Verlagslektoren, professionellen Korrekturlesern und natürlich Editionsphilologen.

Die Editionsphilologen befinden sich freilich in einer besonderen Position, denn sie sollen Störungen des Verstehens im *manuscript space* transkriptiv so bearbeiten, dass das Manuskript später als Text (respektive Textentwurf) eines Autors lesbar wird. Gleichzeitig sollen sie »den Text« im Rekurs auf die Autorintention bewahren. Aber was ist im Stadium der Entwurfsfassungen »der Text«? Gibt es in diesem Stadium überhaupt schon »die Autorintention«, oder ist diese nicht vielmehr eine »Konstruktion«, die erst nach dem Akt der Veröffentlichung möglich wird? Ist es überhaupt möglich, die »Autorkonfiguration«<sup>67</sup> im Kontext des

*avant-text* anders als im Rekurs auf eine »Schriftkonfiguration« zu beschreiben, der man den Charakter eines »Indizien-Geflechts« zuschreibt?

Editionsphilologen befinden sich aber noch aus einem anderen Grund in einer besonderen Position: Im Zuge ihrer Aufgabe des Lesbarmachens von Manuskripten müssen sie eine (editoriale) Transkription der (auktorialen) Transkriptionen vornehmen, um die unterschiedlichen textgenetischen Schichten im Rahmen einer historisch-kritischen Ausgabe oder im Rahmen einer *diplomatischen Transkription* präsentieren zu können. Im Vollzug derartiger editorialer Transkriptionen kommt es sowohl auf der Ebene der Wahrnehmung von Zeichen und ihrer decodierenden Identifikation als auch auf der Ebene der interpretierenden Zuschreibung von intentionalen Einstellungen immer wieder zu Störungen des Verstehens: zum Beispiel dann, wenn unklar bleibt, ob eine Verbesserung vom Verfasser oder von einem anderen transkriptiven Bearbeiter (einem Abschreiber oder einem anderen Editor) stammt oder welcher auktoriale Überarbeitungsakt zuerst vorgenommen wurde. In beiden Fällen hat es der Editor mit »philologischen Störstellen« zu tun, die als »überraschende Texttatsachen« abduktive Prozesse des Hypothesenaufstellens auslösen.

Daran hat auch die seit einigen Jahren zunehmende Tendenz zur Faksimile-Darstellung von Manuskripten nichts geändert, vielmehr hat sie – und dies ist zweifellos ein Verdienst – transparent gemacht, mit welchen Schwierigkeiten Editionsphilologen bereits auf der Ebene der identifizierenden Wortwahrnehmung zu kämpfen haben. Die Entscheidung, ein Manuskript als Faksimile begleitet von einer diplomatischen Transkription darzustellen, ist eine editionspolitische: Sie steht für ein Höchstmaß an Konjekturskepsis, für eine »monumentale Flucht in die Krux«. Dabei richtet sich diese Skepsis gar nicht primär gegen die Konjektur als epistemologisches Instrument der Erweiterung philologischen Wissens, sondern gegen den selbstgefälligen oder unvorsichtigen *Stil des Konjizierens*, den manche Editionsphilologen an den Tag gelegt haben. Insofern ist es zweifellos richtig, das Faksimile als Reproduktion des Schriftbildes und den Leser als Manuskriptbeobachter zweiter Ordnung zu Kontrollinstanzen zu machen. Umgekehrt kann man jedoch auch feststellen, dass abduktive Inferenzen deswegen nicht überflüssig werden.

Semiotisch betrachtet verweist das Faksimile auf die ikonische Qualität des *manuscript space*, indem es dessen Schriftbildlichkeit reproduziert. Die diplomatische Transkription nimmt dagegen eine Übertragung des materialen *manuscript space* in einen abstrakten *diagrammatic space* vor, wobei sie zum einen die mitunter schwer lesbaren, vom Schreibprozess geprägten Schriftspuren von der Hand des Autors in gut lesbare Schriftrespektive Drucktypen transformiert. Zum anderen überträgt die diplo-

64 Ebd.

65 Jäger (Anm. 41), S. 42.

66 Ebd., S. 47.

67 Jannidis (Anm. 49), S. 28.

matische Transkription den materialen *manuscript space* in einen abstrakten *diagrammatic space*, wobei sie die Zwischenräumlichkeit des handschriftlichen Entstehungsprozesses im Medium der Druckschrift oder der digitalen Schrift repräsentiert. Die diplomatische Transkription ist mithin ein Verfahren, um ein Schriftgebiet zu kartieren. Sie stellt alle auf dem Manuskript auszumachenden Schreibspuren und Schreibebewegungen – also auch Streichungen und Korrekturen – so dar, dass die jeweiligen Orte der transkriptiven Bearbeitung sichtbar bleiben.

Freilich lässt sich – etwa mit Blick auf die von Roland Reuß und Peter Staengle vorgenommene diplomatische Transkription von Kafkas Oktavheften – auch zeigen, dass selbst bei dieser ›Methode‹ ein »Karussell von Konjekturen«<sup>68</sup> in Bewegung gesetzt wird – angetrieben von übercodierten, untercodierten, mitunter sogar von kreativen Abduktionen. Dies gilt schon für die identifizierende Worterkennung: hier müssen bei schwer lesbaren Schreibzügen nicht nur übercodierte, sondern auch untercodierte Abduktionen zum Einsatz kommen – insbesondere dann, wenn es im Text einen skriptographischen Codewechsel gibt und zum Beispiel manche Worte in lateinischer Schrift, andere in Sütterlinschrift geschrieben sind. Untercodierte und kreative Abduktionen kommen im Rahmen der zeitlichen Rekonstruktion auktorialer Umarbeitungsprozesse zum Einsatz.

Woher weiß der Editor zum Beispiel, dass in Zeile 15 (vgl. S. 407, die Zeile nach der Zwischenüberschrift »Zerrissener Traum«) das erste Wort »Die« eine Überschreibung des Wortes »Eine« ist? Möglicherweise handelt es sich hier um eine Konjektur, die zwischen untercodierter und kreativer Abduktion changiert. Insofern – auf der Grundlage eines materialen Befunds – zwei Möglichkeiten abzuwägen sind, handelt es sich um eine untercodierte Abduktion. Insofern sich aus der Materialität der Schreibspur keine Rückschlüsse auf die Reihenfolge der Schreibakte ziehen lassen, stellt die Entscheidung für die Hypothese, das Wort »Die« sei von Kafka über das Wort »Eine« geschrieben worden, letztlich eine kreative Abduktion dar: eine Abduktion, die auf der stilästhetischen Prämisse gründet, dass angesichts der Streichung des bestimmten Artikels und der Korrektur von »des Fürsten« in »eines frühen Fürsten« das zweimalige Vorkommen des unbestimmten Artikels »Eine Laune eines frühen Fürsten« stilistisch »weniger schön« wäre als die Formulierung »Die Laune eines frühen Fürsten«.

68 Jörn Stückrath, Textüberlieferung und Textkritik, in: Literaturwissenschaft. Grundkurs 1, hg. von Helmut Brackert/Jörn Stückrath, Reinbek 1981, S. 41-66; hier S. 53.

Implizit wird dieses Changieren zwischen untercodierter und kreativer Abduktion in einer Fußnote zu der Überschrift »Unverbrüchlicher Traum« diskutiert. Die Fußnote protokolliert einen Wechsel der Schreibwerkzeuge bzw. der schriftbildlichen Erscheinungsform, wobei sich die Frage der Reihenfolge stellt. Die Fettierung der Überschrift im Haupttext signalisiert in diesem Zusammenhang bereits eine editoriale Konjektur, nämlich dass es sich bei der Überschrift um eine späte Änderung handelt. In der Fußnote von Reuß und Staengle lesen wir:

«Anderer Bleistiftstrich; mit hoher Wahrscheinlichkeit erst nachträglich über die Aufzeichnung gesetzt; nicht gänzlich auszuschließen, wenngleich weniger wahrscheinlich, ist die entgegengesetzte Annahme, daß Kafka die Überschrift zuerst, sozusagen programmatisch, niederschrieb, und die Ausformulierung der kleinen Geschichte erst später erfolgte.»<sup>69</sup>

Hier werden – auf der Grundlage einer Wortwahrnehmung, die zu dem Befund ›Anderer Bleistiftstrich‹ geführt hat – Wahrscheinlichkeiten abgewogen: freilich ohne dass es auf der Ebene des Befunds wirklich überzeugende Indizien für die Nachträglichkeit der Überschrift gibt. Die stillschweigend als ›wahrscheinlicher‹ gesetzte Hypothese der Nachträglichkeit ist letztlich eine kreative Abduktion.

Bemerkenswert an der methodenpolitischen Entscheidung zur Faksimile-Darstellung nebst diplomatischer Umschrift scheint mir zu sein, dass es für mich als Manuskriptbeobachter zweiter Ordnung in den beiden angeführten Fällen nicht möglich ist, die Evidenz der materialbasierten Indizien, die zur Präferenz für die in der diplomatischen Transkription präsentierten Entscheidung führten, auf der Ebene der Wahrnehmung nachzuvollziehen. Da die ikonisch-indexikalische Qualität des Original-Manuskripts im Zuge der Reproduktion verloren gegangen ist, ist mir auch bei dieser Darstellungs-›Methode‹ der Weg zu einem überprüfenden Wahrnehmungsurteil verstellt. Was bleibt, ist die Illusion, man könne hier einen Blick in die Transkriptionswerkstatt der Editionsphilologen werfen und ihre ›reproduzierende Tätigkeit‹ kritisch beleuchten.

Ein anderes prominentes Beispiel für das Zusammenwirken von abduktiver Wortwahrnehmung im Kontext des *manuscript space* einerseits und kreativer Abduktionen über die intentionale Einstellung des Autors ist ein Gedicht von Clemens Brentano.

69 Franz Kafka, Oxforder Oktavhefte, Teil 2, hg. von Roland Reuß/Peter Staengle, Basel/Frankfurt am Main 2006, S. 4.

Unverbrüchlichen Traum.  
 Sie lief die <sup>Landstrasse</sup> Wege entlang,  
 sah sie nicht, ich merkte  
~~nur, wie sie sich im Laufen schwang~~  
~~wie ihr Schleier,] flog, wie ihr Fuss~~  
~~sich hob, ich sass am Feldrand~~  
 und blickte in das Wasser des  
 kleinen Baches, Sie durchlief die  
 Dörfer, Kinder sah standen in den  
 Türen, sahen ihr entgegen und sahen  
 ihr nach.

Zerissener Traum.  
 Die Laune des Fürsten hatte verfügt  
 das Mausoleum müsse unmittelbar bei den Sarkophagen  
 haben. Vernünftige Männer hatten  
 sich dagegen ausgesprochen, schliesslich  
 liess den vielfach beengten Fürsten  
 in dieser Kleinigkeit gewähren. Ein  
 Invalide aus einem Krieg des vorigen  
 Jahrhunderts, Witwer und Vater  
 dreier Söhne, die im letzten Krieg  
 gefallen waren, meldete sich für  
 diesen Posten. Er wurde angenommen.

Abb. 1 aus: Franz Kafka, *Oxfordener Oktavhefte*, Teil I, S. 5

Unverbrüchlicher Traum.  
 Landstrasse  
 Sie lief die Wege entlang.]  
 ich sah sie nicht, ich merkte  
 nur, wie sie sich im Laufen schwang  
 wie ihr Schleier,] flog, wie ihr Fuss  
 sich hob, ich sass am Feldrand  
 und blickte in das Wasser des  
 kleinen Baches,] Sie durchlief die  
 Dörfer, Kinder sah standen in den  
 Türen, sahen ihr entgegen und sahen  
 ihr nach.

Zerissener Traum.  
 eines früheren 'hatte' verfügte  
 [Eine]Die Laune des Fürsten bestimmte,  
 müsse unmittelbar bei den Sarkophagen,  
 das Mausoleum müsse/einen Wächter  
 haben. Vernünftige Männer hatten  
 sich dagegen ausgesprochen, schliesslich  
 man, sonst,  
 liess den/vielfach beengten Fürsten  
 in dieser Kleinigkeit gewähren. Ein  
 Invalide aus einem Krieg des vorigen  
 Jahrhunderts, Witwer und Vater  
 dreier Söhne, die im letzten Krieg  
 gefallen waren, meldete sich für  
 d[iesem]en Posten. Er wurde angenommen

4

1 Unverbrüchlicher Traum.] (stärker Bleistiftstrich; mit hoher Wahrscheinlichkeit erst nachträglich über die Aufzeichnung gesetzt; nicht gänzlich auszuschließen, wenngleich weniger wahrscheinlich, ist die entgegengesetzte Annahme, daß Kafka die Überschrift zuerst, sozusagen programmatisch, niederschrieb, und die Ausformulierung der kleinen Geschichte erst später erfolgte.)

Abb. 2 aus: Franz Kafka, *Oxfordener Oktavhefte*, Teil I, S. 4

Mitte der siebziger Jahre wurden von Konrad Feilchenfeld und Wolfgang Frühwald im Nachlass der Verlegerfamilie Pattloch aus Aschaffenburg Abschriften der Gedichte Brentanos entdeckt, die von Brentano Ende der 1830er Jahre, möglicherweise zum Zwecke einer Sammelausgabe, in Auftrag gegeben worden waren. Das Manuskript Brentanos, das der Abschrift zugrunde lag, wurde nicht überliefert, wohl aber Entwürfe. Diese Entwürfe waren, zusammen mit der Abschrift, Grundlage der *Gesammelten Schriften* Brentanos, die u. a. von Christian und Emilie Brentano sowie von Josef Merkel besorgt wurden. Es handelt sich bei der Entdeckung der Abschrift also genau genommen um eine Wiederentdeckung durch die Herausgeber der neuen, historisch-kritischen Brentano Ausgabe, denen es nun aber möglich wurde, einige Entscheidungen der Herausgeber der *Gesammelten Schriften* als kontaminierende Konjekturen zu entlarven. Zudem ermöglichten es die neuen Funde, durch einen Handschriftenvergleich zu erschließen, wer die Abschriften erstellt hatte: die mit Brentano befreundete Professoren-Witwe Anna Barbara Sendtner.

Vor dem Hintergrund der Frage nach der Rolle abduktiver Inferenzen für die Editionsphilologie verdient eine Abschrift in der Sammlung Pattloch besondere Aufmerksamkeit, nämlich die Abschrift des Gedichts *Wiegenlied eines jammernnden Herzens*,<sup>70</sup> dessen Titel lange Zeit als Erfindung der Herausgeber der *Gesammelten Schriften* galt. Hartwig Schultz – Redakteur der historisch-kritischen Brentano-Ausgabe – argumentierte dagegen in einem vielbeachteten Aufsatz,<sup>71</sup> die Sendtner-Abschrift zeige, »dass Brentano selbst für diesen Titel verantwortlich sei«,<sup>72</sup> weil es sich bei der Überschrift *Wiegenlied eines jammernnden Herzens* über dem ersten Gedichtteil um ein Autograph Brentanos handele. Eine Beobachtung, die den Herausgebern der *Gesammelten Schriften* offensichtlich entgangen war.

Auf der Grundlage dieser materialbezogenen (übercodierten) Abduktion, die einen Zusammenhang zwischen einer Schreibspur und ihrem Verfasser herstellt, wagte Schultz eine weitreichende Konjektur, bei der es um die Frage ging, ob es sich hier um die Abschrift *eines* oder *zweier* Gedichte handelt. Mit anderen Worten: Es ging um eine im wahrsten

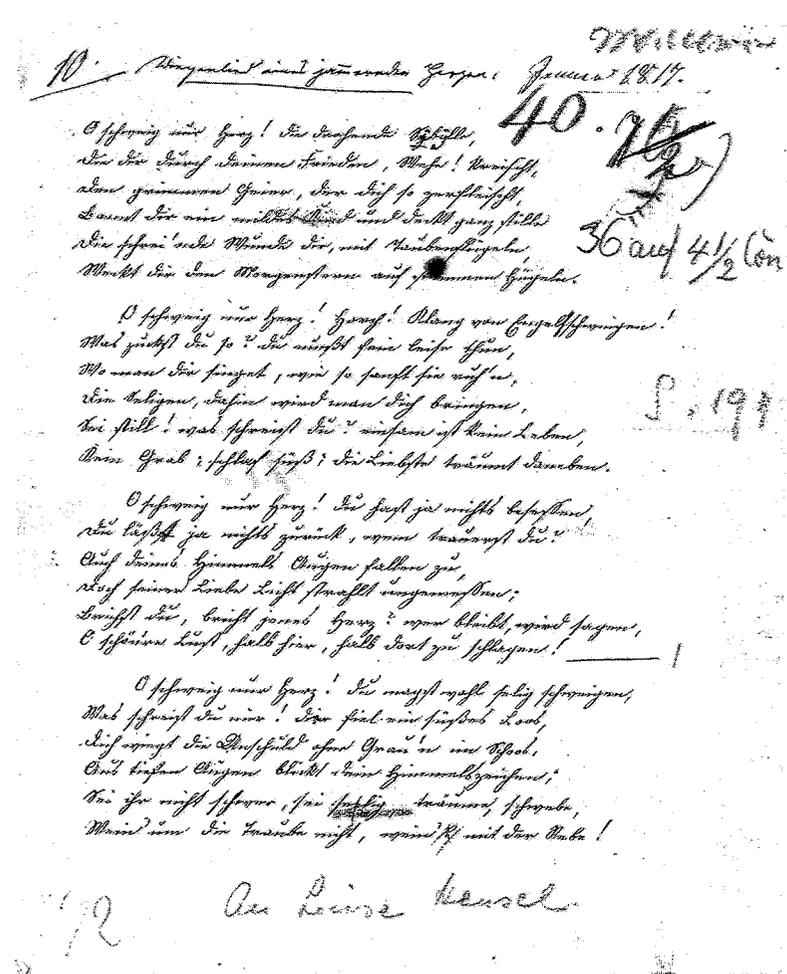


Abb. 3: Sendtner-Abschrift von Clemens Brentanos *Wiegenlied eines jammernnden Herzens*. Mit freundlicher Genehmigung des Freien Deutschen Hochstifts Frankfurt (Signatur FDH 22244)

70 Vgl. Clemens Brentano: *Sämtliche Werke und Briefe*. Bd. 33: Briefe V, hg. von Sabine Oehring, Stuttgart 2000, S. 256 f.  
 71 Vgl. Hartwig Schultz, *Vorarbeiten Clemens Brentanos zu einer Sammlung seiner Werke*. Neue Funde in der Sammlung Pattloch, in: *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts*, Tübingen 1976, S. 316-351.  
 72 Ebd., S. 345.

O schweig nur Herz! sonst kommt dich meines Muthes  
 ein Lächeln, ein mein Lächeln stüllet dich,  
 O schweig still und leise, dich sein Lächeln,  
 Muth mein Lächeln, ein mein Lächeln sein Lächeln,  
 O schweig nur Herz! sonst kommt dich meines Muthes  
 ein Lächeln, ein mein Lächeln stüllet dich,  
 O schweig still und leise, dich sein Lächeln,  
 Muth mein Lächeln, ein mein Lächeln sein Lächeln,  
 O schweig nur Herz! sonst kommt dich meines Muthes  
 ein Lächeln, ein mein Lächeln stüllet dich,  
 O schweig still und leise, dich sein Lächeln,  
 Muth mein Lächeln, ein mein Lächeln sein Lächeln!

---

O schweig nur Herz! sonst kommt dich meines Muthes  
 ein Lächeln, ein mein Lächeln stüllet dich,  
 O schweig still und leise, dich sein Lächeln,  
 Muth mein Lächeln, ein mein Lächeln sein Lächeln,  
 O schweig nur Herz! sonst kommt dich meines Muthes  
 ein Lächeln, ein mein Lächeln stüllet dich,  
 O schweig still und leise, dich sein Lächeln,  
 Muth mein Lächeln, ein mein Lächeln sein Lächeln!

---

O schweig nur Herz! sonst kommt dich meines Muthes  
 ein Lächeln, ein mein Lächeln stüllet dich,  
 O schweig still und leise, dich sein Lächeln,  
 Muth mein Lächeln, ein mein Lächeln sein Lächeln,  
 O schweig nur Herz! sonst kommt dich meines Muthes  
 ein Lächeln, ein mein Lächeln stüllet dich,  
 O schweig still und leise, dich sein Lächeln,  
 Muth mein Lächeln, ein mein Lächeln sein Lächeln!

41. 1/4  
36 auf 4 Gen.  
Her L. Hensel

Korrekturen: Maria Wirth

Abb. 4: Sendtner-Abschrift von Clemens Brentanos  
*Wiegenlied eines jammernenden Herzens*.  
 Mit freundlicher Genehmigung des  
 Freien Deutschen Hochstifts Frankfurt (Signatur FDH 22244)

Sinne des Wortes »grundlegende« Frage bezüglich der Textkonstitution. Die Herausgeber der *Gesammelten Schriften* gingen davon aus, dass es sich um zwei Gedichte handelt. Diese Konjektur schien sich gleichsam »aus der Stelle selbst« zu ergeben, nämlich aufgrund der Tatsache, dass die beiden Abschnitte im Metrum und auf der Ebene der Schriftbildlichkeit deutlich differieren.

Der erste Abschnitt beginnt mit »O schweig nur Herz! Die drohende Sibylle« und ist von Brentano mit *Wiegenlied eines jammernenden Herzens* überschrieben. Der zweite Abschnitt beginnt nach dem braunen Strich, der von Josef Merkel stammt – ebenso wie die quer geschriebene Notiz für den Drucker »Ueberschrift: Schweig Herz! Kein Schrei!«.73 Der doppelte Eingriff des Herausgebers Merkel ist die Spur einer Konjektur und einer durch diese Konjektur ausgelösten editorialen Transkription: Der Strich trennt die beiden Abschnitte des Gedichts mit einer Art Demarkationslinie und definiert damit einen textkonstitutiven Zwischenraum, den – dies bezeugt die quer geschriebene Notiz – der Drucker auch typographisch umsetzen soll; zugleich wird die erste Zeile des zweiten Abschnitts »Schweig Herz! Kein Schrei!« zur Überschrift erklärt. Dadurch wird der zweite Abschnitt zu einem unabhängigen Gedicht.

Folgt man der Argumentation von Hartwig Schultz, dann ist diese Konjektur der ersten Herausgeber jedoch nicht haltbar, weil sie einer anderen Stelle widerspricht, die im Zuge der transkriptiven Überarbeitung durch Brentano symptomatische Bedeutung erhält.

Es ist die Stelle auf der zweiten Seite, an der Brentano ein Wort streicht und ein anderes darüberschreibt. Diese Stelle ist ein Indiz dafür, dass Brentano auch den zweiten Abschnitt des Gedichts korrigiert hat. Entscheidend ist indes nicht die Korrektur, sondern dass die Korrektur ein Indiz dafür ist, dass der Autor auch den zweiten Abschnitt – im Zuge einer Selbsttranskription – lesend wahrgenommen haben muss. Dadurch bekommt das *Fehlen* eines auktorialen Eingriffs an der Stelle, an der sich das Metrum und die Zeilenlänge der beiden Abschnitte ändert, symptomatische Bedeutung: Offensichtlich *wollte* der Autor, dass die beiden Abschnitte unter einer Überschrift – und das heißt: als *ein* Gedicht – veröffentlicht werden.

Diese Schlussfolgerung ist das Ergebnis einer intentionalen Zuschreibung, die durch einen Prozess übercodierter, untercodierter und kreativer Abduktionen »konstruiert« wurde. Das Erkennen der Überschrift als Autograph Brentanos ist das Ergebnis einer übercodierten Abduktion; untercodierte Abduktionen spielen eine Rolle beim Abwägen der Deu-

73 Ebd.

tungsmöglichkeiten, die sich aus dem Befund der Differenz zwischen den beiden Abschnitten ergeben. Die textkonstitutive, und insofern kreative, Abduktion, dass es sich um *ein* Gedicht handelt, gründet hingegen auf einer Prämisse, bei der auch editionspolitische Gesichtspunkte durchscheinen: »Wenn wir nun den gesamten Text so vorführen wollen, wie ihn Brentano vorsah«, schreibt Schultz, »so müssen wir alle diese nachträglichen Korrekturen rückgängig machen und können nur die ›Autor-korrekturen‹ des Dichters berücksichtigen«.74 Damit impliziert Schultz, dass jedes Eingreifen, vor allem aber auch jedes Nicht-Eingreifen des Autors in die Reinschrift, als Akt der Autorisierung zu werten ist, mithin die auktoriale transkriptive Bearbeitung dieser Reinschrift in funktionaler Analogie zum *imprimatur* steht.

### Perspektiven der Editionsphilologie im Spannungsfeld von Konjektur und Krux

Schauen wir noch einmal zurück auf die eingangs in diesem Aufsatz erwähnte Auffassung, die Aufgabe der Philologie bestehe in einer ›ermitteln- und wiederherstellenden historischen Textpflege‹, die zwischen zwei epistemischen Geltungsansprüchen oszilliert: dem Lesbarmachen und der Bewahrung von Texten. Möglicherweise hat sich an diesem Ziel nichts geändert – außer, dass wir es nun mit einem anderen Textbegriff und einer anderen Vorstellung von dem zu tun haben, was es heißt, einen Text wiederherzustellen. Sosehr es im Namen der Lesbarkeit verständlich sein mag, einen kohärenten Text ›herstellen‹ respektive ›wiederherstellen‹ zu wollen, so wichtig ist es für eine Editionsphilologie, die den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt, Entwurfsfassungen und Überlieferungsvarianten zu präsentieren: Zum einen, um die Komplexität der Prozesse der ›Textwerdung‹ transparent zu machen, zum anderen, um sichtbar zu machen, wie komplex es ist, die Prozesse der Textwerdung im Rahmen einer genetischen Rekonstruktion transparent zu machen.

Man kann ruhig die Auffassung vertreten, dass die Prozesse der Textwerdung (vielleicht nicht ausschließlich, aber auch) auf das Ziel eines ›fertigen‹ Textes hin erfolgen. Insofern ist es zwar nicht ›unhintergebar‹, aber doch hinnehmbar, nach dem Sinn, also der semantischen Bedeutung und der Intention eines hypothetischen Textganzen zu fragen, solange man sich bewusst bleibt, dass dieses hypothetische Textganze das Produkt

abduktiver Prozesse und mithin problematisch und provisorisch ist. Zugleich muss der Editionsphilologe aber auch die symptomatische Bedeutung berücksichtigen, die sich rückschlüssig aus dem ikonisch-diagrammatischen Raum der Manuskripte ermitteln lässt. Wer was wann wie und warum so und nicht anders geschrieben hat – diese Fragen werden im Horizont der Einsicht gestellt, dass Intentionalität durchaus ›hintergebar‹ ist, dass es Störungen und Unglücksfälle gibt, die nicht beabsichtigt waren, die aber bei der ›Wiederherstellung‹ des Textes berücksichtigt werden müssen. Insofern lösen alle gerade genannten Fragen Prozesse abduktiven Hypothesenaufstellens aus. Müsste man keine Hypothesen aufstellen, wüsste man irgendetwas ganz sicher: Man bräuhete keine Editionsphilologie.

Das dialektische Hin und Her zwischen diplomatischer und divinatorischer ›Methode‹ erscheint – gerade auch mit Blick auf das Konzept der Abduktion – als Netz aus Hypothesen, das sowohl aus Vermutungen über die semantisch-intentionale Bedeutung von Worten im untersuchten Schreibgebiet (also dem, was eingangs als Wortverstehen bezeichnet wurde) als auch aus Vermutungen über die symptomatische Bedeutung von Worten im untersuchten Schreibgebiet (also dem, was eingangs als Wortwahrnehmung bezeichnet wurde) besteht. Editionsphilologie betreiben hieße dann: abduktive Verknüpfungen zwischen semantischen und symptomatischen Bedeutungsvermutungen herzustellen. Editions-politik betreiben hieße: Erkenntnisinteressen formulieren, auf die hin diese Verknüpfungen hergestellt werden: sei es das Wiederherstellen eines Textganzen im Sinne der Textkonstitution; sei es das Sichtbarmachen der Textwerdung im Sinne der Schreibprozessforschung.

Wollte man das bisher Gesagte thesenhaft zuspitzen – mit dem Ziel der Zusammenfassung, aber auch der kritischen Überprüfung –, dann sind es vier Punkte, um die es in meinen Augen geht:

*Erstens:* Die Konjektur als *terminus technicus* der Philologie ist eine Form dessen, was in der pragmatischen Philosophie als ›Abduktion‹, nämlich als Prozess des Hypothesenaufstellens, bezeichnet wird.

*Zweitens:* Auch Wahrnehmungen basieren auf Abduktionen.

*Drittens:* Mithin ist die philologische Trennung von auf Wahrnehmungsurteilen fußenden ›Befunden‹ und auf Konjekturen fußenden ›Deutungen‹ philosophisch betrachtet nicht haltbar.

*Viertens:* Als Schreibgebiet, auf das sich die diplomatischen und divinatorischen Erkenntnisinteressen der Philologie beziehen, ist der *manuscript space* ein Raum, in dem Hypothesen über die semantische und die symptomatische Bedeutung von Worten in Schreibgebieten aufgestellt werden.